

Andreas Sturm

Ich muss raus aus dieser Kirche

Weil ich Mensch bleiben will

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Die Bibeltexte sind entnommen aus:

*Die Bibel. Die Heilige Schrift des Alten und
Neuen Bundes. Vollständige Ausgabe*
© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005

AΩ
DIE BIBEL

Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03398-8
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83398-4
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83399-1

Inhalt

Statt eines Vorworts: Tohuwabohu – oder mein inneres Ringen	9
Leben in der Bubble und erste Entfremdungen ...	15
Bei uns doch nicht, wir doch nicht: Wortlaute einer unendlichen Selbstlüge	18
Der Kirchen-Flächenbrand – unlöschar?	27
Kirche gehört dazu: Aber welche – diese?	37
Erste Schritte, erste Begeisterung – und erste Demütigung	38
Kirche, ganz neu – und plötzlich rückabgewickelt	43
Was kapieren die vom echten Leben? Rein und raus aus der Bubble	49
Woran ich nicht mehr glaube – oder: die berühmten Eisen, noch heiß oder längst kalt?	59
Zölibat: Gehen Sie bitte – und zwar still und leise	67
Würde und Respekt? Der wahre Umgang mit Homosexualität	94
Die Sache mit der Co-Abhängigkeit	109

Loyalität als Verpflichtung – oder: Wer dient hier eigentlich wem?	114
Machtsystem Kirche: Wer hat das Sagen? Und wer lässt sich etwas sagen?	122
Viel Geld, aber ohnmächtig? Die Wahrheit über die »reiche Kirche« und welche Grenzen Visionen haben ...	126
»Sie können mir gar nichts«: Die Macht des Mangels und die Folgen	135
Kraftquelle oder liturgischer Klerikalismus: Wie feiern wir eigentlich?	138
Der Ton wird rauer: Wie reden wir eigentlich miteinander?	147
Ortspfarrei-Idyll vs. Weltkirche: Die Gefahr der äußeren und inneren Spaltung	157
Ratten verlassen das sinkende Schiff	170
Vor die Wand gefahren	172
Und jetzt?	179
Danksagung	185

GOTT IST LIEBE UND WER IN DER LIEBE BLEIBT,
DER BLEIBT IN GOTT UND GOTT BLEIBT IN IHM.

(1 Joh 4,16)

Mein Primizspruch, 23. Juni 2002

Statt eines Vorworts: Tohuwabohu – oder mein inneres Ringen

Für mich gab es immer nur die römisch-katholische Kirche. Das klingt jetzt so, als sei mir Ökumene nicht wichtig oder als glaubte ich, dass allein an der römischen Kirche die Welt genesen kann, aber dem ist nicht so. Es gab für mich immer nur die römisch-katholische Kirche und mein Leben in ihr und mit ihr.

2021 traten so viele aus unserer Kirche aus wie noch nie zuvor. Im Januar dieses Jahres übertrafen die Austrittszahlen noch einmal die Höchststände des Vorjahres. In einem Gespräch mit ein paar Priestern, in dem ich mein Entsetzen über diese Entwicklung äußerte, hörte ich jenen Satz zum ersten Mal: »Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.« Die Ratten verlassen das sinkende Schiff! Dieser Satz hat sich zutiefst eingebrannt. Und jetzt? Jetzt verlasse ich auch das Schiff. Als Ratte?

Ich frage mich schon länger, ob nicht auch ich co-abhängig bin. Co-abhängig von dieser Kirche. Dieses Bild mit der Co-Abhängigkeit kam mir in den Sinn, weil mir immer und immer wieder Menschen schreiben: »Wegen Ihnen trete ich

nicht aus der Kirche aus.« Doch kann ich das wollen? Seitdem mir dieser Gedanke mit der Co-Abhängigkeit in den Sinn gekommen ist, lässt er mich nicht mehr los. Es ist ein schwerer Prozess, sich diese Co-Abhängigkeit einzugestehen, denn dies bedeutet, dass Eltern oder die Partnerin oder der Partner ertragen müssen, dass der Abhängige total abstürzt; erst dann und vor allem erst dadurch kann etwas Neues beginnen. Ich würde das Kirche wünschen.

In den Tagen, in denen ich diese Zeilen schreibe, denke ich immer wieder über die beiden Absätze da oben nach. Was ist da passiert, zwischen »nur die römisch-katholische Kirche« und »die Ratten verlassen das Schiff«? Was ist in Kirche passiert, was ist in der Gesellschaft passiert, was ist in mir passiert? Ich war lange Teil dieser Kirche und zuletzt in der Hierarchie an einer der höchsten und einflussreichsten Positionen, die man in einer deutschen Diözese bekleiden kann. Ich war Generalvikar, erster Mann nach dem Bischof. Die Betonung liegt auf »ich war«.

Was also ist passiert? Zumindest für mich gab es nicht den einen großen Knall, den existenziellen Big-Bang, der so viel Energie freigesetzt hat, dass plötzlich für mich klar war, dass ich hier weg muss. Nein, es war ein langsamer Prozess und eigentlich ist es mir erst heute im Rückblick klar, dass es ein langer Weg einer Entfremdung war.

Es ist vieles, was es da zu nennen gibt.

Manchmal werden einem Worte, Sätze und Gedanken geschenkt. Da hört oder liest man etwas und denkt: Genau das

ist es! Das passt und beschreibt die Sache oder das Gefühl oder die Stimmung gut. So ging es mir vor nicht allzu langer Zeit. Ich war bei lieben Freunden zum Essen eingeladen und es war ein toller Abend. Wir sprachen viel über all das, was mich gerade umtrieb. Meine Sorgen um die Kirche, meinen Weg, meine Ängste, aber auch meine Hoffnungen. Am Ende des Abends öffnete mein Freund noch eine Flasche Rotwein. Es war ein Rotwein-Cuvé und auf dem schwarzen Etikett stand in weißen Buchstaben das hebräische Wort *Tohuwabohu*. Als ich das las, dachte ich sofort: »Genau das ist es! Das beschreibt, was gerade bei mir los ist.« Weniger in der Übersetzung Martin Luthers, der das Wort mit »wüst und leer« übersetzte; mehr nach der Übersetzung Martin Bubers und Franz Rosenzweigs: »Irrsal und Wirrsal«.

Irrsal und Wirrsal: Das beschreibt meine inneren Kämpfe. Mein Ringen und die endlosen Gedankenschleifen, Ängste und Sorgen, die mir den Schlaf raubten und rauben, auch in den Tagen, in denen dieses Buch entsteht. Oft weiß ich am Ende selbst nicht mehr, was das Richtige ist.

Auch wenn ich all meine Gedanken im Gebet vor Gott bringen will, merke ich, dass ich es ordnen muss. Insofern will ich ganz ehrlich sein: Das ist alles auch Teil meiner Selbsterforschung, damit sich am Ende Irrsal und Wirrsal lichten und ich im besten ignatianischen Sinn zu einer guten Unterscheidung der Geister gelangen kann.

Es kommt aber noch ein zweiter Aspekt dazu, der mich bewegt hat, dieses Buch zu schreiben: Ich mache das nicht nur

für mich. Auch für Familie und Freunde, für Menschen, die über meine Entscheidung entsetzt und enttäuscht sind, und für all jene, die es vielleicht eben auch interessiert.

Dies alles ist mein privates Ringen und mein ganz subjektives Erleben. Ich schreibe hier keine letzten Wahrheiten und keine Dogmen. Aber es ist ein Erleben, das viel über Kirche aussagt. Ich durfte Kirche erleben und ich musste sie erleben, zuletzt in einer Position und mit Aufgaben, die mir erlauben, einige Überlegungen anzustellen, die Probleme aufzeigen, Schwächen benennen, ohne so vermessen zu sein, zu glauben, alle Antworten zu haben. Ich werde daher schildern, wie mein Weg der Entfremdung war. Dieser Weg führt durch die verschiedenen Abschnitte einer traditionellen kirchlichen Sozialisation, wie sie heute immer seltener wird. Warum ich das tue? Weil ich glaube, dass daran deutlich wird, was verloren gegangen ist, nicht nur für mich, sondern für Hunderttausende andere. Und dass darin auch Antworten auf die Herausforderungen und Probleme der Kirche liegen, allerdings nicht mehr für mich. Denn ich werde dabei auch nachforschen, was ich hätte tun können, mehr hätte tun müssen, nicht zuletzt in meinem Amt als Generalvikar – und warum ich zwar Lösungen und Antworten sehe, aber nicht mehr daran glaube, glauben kann. Wenn ich hier an manchen Stellen noch »wir« schreibe, zeigt das, wie sehr ich noch an dieser Kirche hänge und dass ich ihr das Beste wünsche. Nur ohne mich. Ich will so meinen Glauben retten, ich will Mensch bleiben. Natürlich spreche ich denen, die bleiben, nicht das Menschsein ab, und auch nicht denen, die vor mir gegangen sind. Ich gehe, weil ich aufrecht und als ich selbst

durch das Leben gehen will – und das konnte ich persönlich zuletzt nicht mehr. Andere mögen für sich zu anderen Konsequenzen kommen.

Und letztlich ist dieses Buch vor allem ein Ausschnitt meines Lebens, meiner Gedanken, meiner Ängste; aber auch ein Ausschnitt meiner Hoffnung und meiner Zuversicht. Und ich bin in all dem, was ich tue, ganz tief davon überzeugt, dass mein Leben in allem getragen ist von einem liebenden und barmherzigen Gott, der alle Wege mit mir geht.

Leben in der Bubble und erste Entfremdungen

Ich weiß noch sehr genau, wie begeistert ich war, als der neue Weltkatechismus Anfang der Neunzigerjahre rauskam. Mich faszinierte, dass es auf jede Frage, jedes moraltheologische Problem eine klare Antwort gibt. Ja, das war nicht nur faszinierend, sondern auch irgendwie anziehend. Im Studium bemerkte ich zwar durchaus, dass und wie Glaube, Philosophie und Theologie zu ganz neuen, weiten Horizonten führen können und dass dieses kleinkarierte Katechismus-Denken nicht zu dem dort beschriebenen großen Gott passt. Doch noch hatte das keine Konsequenzen für mein Denken, Fühlen und schon gar nicht für mein Handeln.

In den Neunzigern war es auch, genau in der Mitte der Neunziger, als ich auf dem Mainzer Wochenmarkt von einem engagierten Mann der Bewegung *Wir sind Kirche* angesprochen wurde. Er wollte eine Unterschrift für das Kirchenvolksbegehren. Kein Regens oder sonst Vorgesetzter musste mir die Unterschrift damals verbieten; auf die Idee, zu unterschreiben, wäre ich selbst niemals gekommen. Für mich stand fest: Die Lehre war klar und Papst Johannes Paul II. hatte mit dem Apostolischen Schreiben *Ordinatio sacerdotalis* (*Die Weihe der Priester*)

am 22.05.1994 die Frage nach der Priesterweihe der Frau letztgültig entschieden und machte damit, salopp gesagt, päpstlich den Deckel drauf. Für mich keine Sensation, was dann sonst?

In dieser Zeit, und davor schon und danach auch, verloren wir immer wieder gute Kollegen und Mitbrüder. Wir, also die Kirche. Sie hörten auf, sich zu engagieren oder traten aus, weil sie sich zu einer Frau oder zu einem Mann hingezogen fühlten und dies nicht heimlich tun, sondern sich offen und ehrlich zu einem Menschen bekennen wollten. Wir verloren dadurch großartige Seelsorger und gute Mitarbeitende – ins Grübeln brachte mich das zunächst noch nicht. Obwohl ich wusste, dass weder die Frage nach der Homosexualität noch die des Zölibats in der Bibel von Jesus verhandelt wurden, sondern von Paulus. Nur bei Paulus könnte man sagen. Doch damals kam mir auch das »nur« nicht in den Sinn, sondern ich verteidigte den Zölibat leidenschaftlich, obwohl ich schon im Seminar bei mir selbst und bei anderen erlebte, wie schwer sich dieses Versprechen halten lässt.

Ich spürte noch nicht oder wollte nicht spüren, in welcher Sonderwelt ich eigentlich lebte, in welche Bubble ich tiefer und tiefer eintauchte. Im Gegenteil: Was ich spürte und genoss, das waren beispielsweise die Blicke der Leute, wenn ich in Soutane vom Seminar in den Dom lief. Jesus selbst kannte diese Gefahr schon, als er seinen Jüngern erzählte, man solle sich vor jenen hüten, die lange Gewänder mit Quasten tragen. Ich blendete diese Warnung des Herrn (vgl. Mt 23,5 ff.) gekonnt aus. Als ich 2018 feierlich ins Domkapitel aufgenommen wurde, musste ich zuvor zwei Mal nach München

zu einem Schneider. Hier wurde Maß genommen und sämtliche Eitelkeiten bedient. Dann noch einmal zur Zwischenprobe: Der Schneider hatte einen kleinen Laden und die Anprobe fand im Verkaufsraum statt. Vor den Schaufenstern lief in diesem Moment eine asiatische Reisegruppe vorbei und einige von ihnen zückten direkt ihre Kameras, als sie mich sahen, und drückten ab. Sie machten Aufnahmen von mir in der Soutane bei der Zwischenprobe! Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie grotesk dies alles ist – aus der Zeit gefallen und museal wie zum Beispiel Schloss Neuschwanstein oder andere Zeugnisse einer vergangenen Zeit.

Wie sehr aus der Zeit gefallen und wie wenig anschlussfähig an diese Zeit, das begann ich erst später zunehmend in der pastoralen Arbeit zu erfahren. Gerade in Lebensbrüchen bei Scheidungen oder der Aufgabe des Priesteramts tun wir uns als Kirche so unendlich schwer damit, gute und neue Wege aufzuzeigen, die die erfahrene Lebensgeschichte ernst nehmen und doch gute Aufbrüche ermöglichen.

Die beginnende Entfremdung erfuhr ich aber nicht nur bei den scheinbar »großen« Themen, sondern eben bei vermeintlichen Kleinigkeiten in der pastoralen Arbeit, die für die Menschen aber nicht Kleinigkeiten, sondern Teil des Alltags und damit ihres Lebens sind. Dazu gehört auch die Liturgie, die für mich lange Zeit unhinterfragt einfach verwendet wurde, ja, verwendet werden musste. Gleichzeitig erlebte ich in Vorbereitungssitzungen in der Zeit als Jugendseelsorger, wie wenig junge, aber durchaus auch ältere Menschen an Kirchen-Sprech andocken können.

Je älter ich wurde, je weiter ich in der Hierarchie aufrückte, desto weiter schritt auch die Entfremdung fort. Manches davon bemerkte ich nicht, manches schon und manches davon verdrängte ich. Als würde ich innere Brandherde austreten oder besser: abdecken und hoffen, dass ohne Luftzufuhr die Brände irgendwann von selbst erlöschen würden. Nur das taten sie nicht. Vielmehr wurden sie angefacht durch einen Brandbeschleuniger, der nicht nur bei mir, sondern bei Millionen Menschen kleine Brandherde zu einem Flächenbrand ausweitete.

Bei uns doch nicht, wir doch nicht: Wortlaute einer unendlichen Selbstlüge

Zum ersten Mal wurden wir Anfang der 2000er-Jahre mit dem Thema konfrontiert, dem Thema Missbrauch durch Geistliche. In der medialen Berichterstattung der USA begegnete dieses Thema auch der deutschen Öffentlichkeit immer öfter. Mir ist in diesem Zusammenhang noch sehr gut das Wort von Kardinal Karl Lehmann im Ohr, der 2002 voll der Überzeugung und mit einer gewissen Überheblichkeit auf die Frage von SPIEGEL-Journalisten, ob Missbrauch auch für die deutsche Kirche ein Thema sei, antwortete, dass wir uns nicht jeden Schuh in Deutschland anziehen müssten. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob ich dem Kardinal damals glaubte. Der Mainzer Oberhirte war mir aus meiner Studienzeit im Mainzer Priesterseminar vertraut und ich schätzte die Art, wie er als Vorsitzender der Bischofskonferenz der Kirche in Deutschland ein sympathisches Gesicht gab. Dem Schock

über die immer neuen Enthüllungen in den USA versuchte ich ohnehin dünne Erklärungsversuche entgegenzusetzen, um dieses Grauen des tausendfachen Missbrauchs mit meinem Bild einer lebendigen und weltzugewandten Kirche in Einklang zu bringen. Diözesen gingen pleite, Bischöfe und Kardinäle traten zurück, aber dass dies kein singuläres Phänomen in den USA war, kam mir damals nicht in den Sinn.

Erst als Pater Klaus Mertes SJ 2010 die Vorfälle am Canisius-Kolleg öffentlich machte, wurde mir klar, dass wir die gleichen Probleme hatten und haben. Aber auch da wollte ich es noch nicht wahrhaben. Ich war damals schon seit sechs Jahren in der kirchlichen Jugendarbeit tätig. Wir beschäftigten uns mit dem Thema »Kinder stark machen« und boten verpflichtende Präventionsschulungen an. Wir diskutierten über Schutzkonzepte und stritten über Formulierungen in einem Verhaltenskodex. Zugleich nahm ich die Kirche immer wieder in Schutz. Für mich war klar, dass Missbrauch in der Kirche unmöglich zu einem höheren Prozentsatz vorkommen konnte, als er das in der Gesamtgesellschaft tat. Diese Haltung las und hörte ich auch immer wieder von deutschen Bischöfen. Heute bin ich mir fast sicher, dass genau aus dieser Haltung heraus die MHG-Studie in Auftrag gegeben wurde: Man wollte damit das Thema ein für alle Mal beenden.

2018 im September, nur wenige Wochen nachdem ich als Generalvikar meine Arbeit aufgenommen hatte, wurden die Ergebnisse der Studie zuerst durch *Die Zeit* und später durch die Deutsche Bischofskonferenz zusammen mit den Forschern vorgestellt. Neben der Pressekonferenz in Fulda musste ich

auch in Speyer vor Kameras und Mikrofone, um zu diesen schockierenden Ergebnissen Rede und Antwort zu geben. Das tat ich natürlich, es war ja jetzt meine Pflicht. Was ich damals noch nicht wusste: Mit der MHG-Studie ist in mir etwas zerbrochen. Natürlich hatte ich mir nicht eingebildet, dass die Kirche nur diese heilige und makellose Institution sei. Eine Institution aus Menschen, die zwar erlöst, aber eben doch auch Sünder sind, bringt auch immer wieder Fehler und Sünde hervor. Aber die schiere Zahl an Tätern und Opfern hat mich damals umgehauen. Ich konnte es nicht fassen. Zusätzlich entsetzte mich, dass oft nicht den Kindern geglaubt worden war und man nicht alles unternommen hatte, um die Täter dingfest zu machen, sondern dass es selbst jetzt noch darum ging, die Institution zu schützen. Und ich war nun als Generalvikar irgendwie das Gesicht dieser Institution! Einer Institution, die weltweit zigtausendfaches Leid den Kleinsten und Schwächsten der Gesellschaft angetan hat. Eigentlich war es zum Weglaufen. Ich habe in diesen Wochen an meine kleinen Nichten denken müssen: Wie hätte ich reagiert, hätte ihnen jemand etwas angetan? Und dann vielleicht noch einer, den ich als Mitbruder bezeichnet hätte?

Natürlich bin ich nicht weggelaufen. Ich habe mich daran festgehalten, dass wir aufarbeiten und diesen Sumpf trockenlegen mussten. Trotzdem war es mir peinlich, das Gesicht dieser Kirche zu sein. Schlimmer noch: Ich, der die Arbeit in der Jugendpastoral geliebt hatte, verlor die Unbefangenheit im Umgang mit Kindern, begann vor jeder möglichen Berührung zurückzuweichen, um bloß nicht mit den Tätern in einen Topf geworfen zu werden.